

TORSTEN FINK
Der Prinz der Klagen

Torsten Fink

DER PRINZ
DER KLINGEN

Roman

Originalausgabe

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
für dieses Buch liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Originalausgabe Januar 2013 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2013 by Torsten Fink

Umschlaggestaltung und -illustration: © Isabelle Hirtz, München,
unter Verwendung einer Fotografie von Katrin Diesner

Lektorat: Simone Heller

HK · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-26857-3

www.blanvalet.de

Prolog

Der Schnee, der so widernatürlich aus wolkenlosem Herbsthimmel über die Stadt gekommen war, taute fast so schnell, wie er gefallen war. Ein Mädchen spielte mit den Rinnsalen aus Tauwasser, die über die enge Gasse im Gerberviertel zum Kristallbach liefen. Es legte dem Wasser kleine und größere Steine in den Weg und freute sich, wenn es doch einen Pfad um das Hindernis herum fand. Es war ein fesselndes Spiel, das das Mädchen so sehr in Anspruch nahm, dass es seine Umgebung schon lange nicht mehr beachtete.

»Das sind aber schöne Steine, mit denen du da spielst«, sagte eine samtene Stimme.

Das Mädchen blickte auf. Vor ihm stand eine große Frau, gehüllt in einen grauen, abgetragenen Mantel, und sah ihm zu. Es nickte ernst und legte einen neuen weißen Stein in das Rinnsal. Aber das Wasser fand auch jetzt wieder einen Weg.

»Würdest du mir einen schenken?«, fragte die Frau und lächelte.

Das Mädchen betrachtete die Frau von oben bis unten, fand, dass die weißen Haare nicht zu dem alterslosen, etwas müde wirkenden Gesicht passten, und schüttelte dann den Kopf.

»Ich verstehe«, sagte die Frau mit ernster Freundlichkeit. »Aber vielleicht magst du mit mir tauschen?«

Sie hielt plötzlich einen Apfel in der schlanken Hand.

Das Mädchen zögerte, aber der Apfel war rot und glänzte verführerisch in der Abendsonne. Es nickte, wählte den kleinsten seiner Steine aus, lief hinüber zu der Frau und hielt ihr den Stein auf der flachen Hand hin.

»Warte, gib ihn mir nicht hier. Trage ihn für mich doch noch dort hinüber, in den Schatten. Er sieht sehr schwer aus, weißt du«, bat die Frau freundlich.

»Gar nicht schwer«, sagte das Mädchen und blieb stehen, als sich die Frau zwischen zwei engstehenden Häusern in den Schatten setzte. Sie schien beinahe zu verschwinden. Nur der Apfel leuchtete noch rot aus dem Zwielflicht und lockte.

Das Mädchen hüpfte hinüber und legte der Frau den Stein in die kalten Finger.

»Du bist sehr freundlich, Kind. Sag, bevor ich dir den Apfel gebe, wo sind denn all die anderen Menschen?«

Das Mädchen zuckte mit den Schultern. »Der Herzog ist tot. Und jetzt sind alle drüben an der Burg. Hast du das nicht gewusst, Großmutter?«

»Nein, mein Kind, ich war mit anderen Dingen beschäftigt, und ich gehe Menschen, vor allem, wenn es sehr viele sind, lieber aus dem Weg.«

Das Mädchen nahm den Apfel, aber die Frau ließ ihn nicht los. »Bevor ich ihn dir gebe, beiße doch einmal hinein und sage mir, wie er schmeckt.«

»Weißt du nicht, wie ein Apfel schmeckt?«

Für einen Augenblick bekam das Lächeln der Frau etwas Gequältes. »Ich weiß sehr wohl, wie Äpfel schmecken, jedenfalls wusste ich es einmal. Doch ich weiß natürlich nicht, wie dieser Apfel schmeckt, mein Kind. Und deshalb musst du den Geschmack für mich beschreiben. Willst du das mir zuliebe tun?«

Das Mädchen nickte ernst und nahm den Apfel nun beinahe ehrfürchtig in die Hand.

»Du musst die Augen schließen, Kind, dann ist der Geschmack stärker.«

Das Mädchen gehorchte, schloss die Augen und biss voller Vorfreude in den roten Apfel. »Süß«, sagte es kauend, »und ganz viel Saft.« So sah es das ernste Lächeln nicht, und es sah nicht, wie die Frau einen sehr schmalen Dolch aus den Falten ihres Gewandes hervorzog. Nur das Geräusch, als der Stahl aus der Scheide fuhr, das hörte es, aber es öffnete die Augen nicht, denn der Apfel schmeckte einfach zu süß.

EBSTES BVCH

Erster Tag

Es war nur ein kleiner Ausschnitt der Welt, den Prinz Sahif at Hassat durch den Eingang des Stollens sehen konnte. Der Schnee schmolz selbst hier in den Bergen schnell von den Felsen. Es war ruhig dort draußen, nur ein stetiges Tropfen war zu hören, und nichts, nicht einmal ein Tier, rührte sich. Sahif hatte sich in der Nacht in dem Bergwerk versteckt. Erst hatte er sich in der Tiefe des Stollens verkrochen, aber bald bemerkt, dass dieser nicht so tief war, wie er es sich gewünscht hätte. Es war eines der Silberbergwerke, die einst so zahlreich um Atgath herum entstanden und alle schnell wieder aufgegeben worden waren, weil die Mahre das Silber, das es eigentlich reichlich in diesen Bergen gab, vor den Menschen versteckt hatten. Das hatten sie ihm selbst erzählt, diese Berggeister, die den alten Geschichten entstiegen zu sein schienen.

Es war ein schlechtes Versteck, aber Sahif hatte kein besseres. Also blieb er in der Nähe des Ausgangs und starrte Stunde um Stunde hinaus. Er konnte dort draußen immer noch nichts entdecken, was gefährlich aussah, und gerade das weckte sein Misstrauen. Sollte er seinen Verfolgern wirklich entkommen sein? Die ganze Stadt war doch hinter ihm her, und im letzten Licht des vorigen Abends hatte er weit unterhalb am Berg schwarze Punkte gesehen – Männer, die ihm seine Schwester Shahila auf den Hals gehetzt hatte. Er war sich beinahe sicher, dass es die Berg-

krieger waren, die Shahila nach Atgath mitgebracht hatte – seine Halbschwester, die den Herzog ermordet und Sahif zum Sündenbock für dieses Verbrechen auserkoren hatte. Er wurde zornig, wenn er an sie dachte, und das war gut, denn der Zorn war besser als die Leere, die er sonst in sich spürte. Vielleicht hätte er sie doch töten sollen, wie es die Mahre verlangt hatten – er hatte große Lust dazu verspürt, aber zu lange gezögert. Früher hätte er ihr bestimmt kalten Herzens die Kehle durchgeschnitten, aber dieser Mann war er nicht mehr. Er hatte sein Gedächtnis verloren, und was er nach und nach über sein altes Ich erfahren hatte, war erschreckend und verstörend. Vieles war möglicherweise gar nicht wahr, denn das meiste hatte ihm seine Halbschwester erzählt, und die hatte ihn belogen, betrogen und benutzt, wie er leidvoll hatte erfahren müssen. Ja, inzwischen bereute er es, dass er sie nicht umgebracht hatte, aber als er seinem Zorn und dem Blutdurst endlich freien Lauf hatte lassen wollen, hatte sie sich hinter der Magie versteckt, die eigentlich den toten Herzog hätte schützen sollen. Sahif verfluchte Shahila, und er verfluchte sein Schicksal, aber beides half ihm nicht weiter.

Er war müde, hungrig, fro, und er wusste nicht, was er tun sollte. Nur, dass er nicht bleiben konnte, wo er war, das wusste er. Wenn er wenigstens eine Waffe gehabt hätte! Aber er hatte in dem Stollen nichts Besseres gefunden als den morschen Stiel einer Hacke, der einen mehr als armseligen Knüppel abgab. Und da draußen, vor dem Eingang dieses Bergwerks, wartete eine Welt voller Feinde auf ihn. Einmal, als er schon drauf und dran gewesen war hinauszugehen, hatte der Klang von leichtem Steinschlag ihn abgehalten. Stundenlang hatte er danach auf die Schneedecke gestarrt, die den Boden vor der Höhle deckte. Sie schmolz dahin, und das war das Einzige, was er an Bewegung erkennen konnte. Hieß das nun, dass er seine Jäger abgeschüttelt hatte? Er bezweifelte es, aber er wusste nicht, warum. Viel-

leicht hätte es ihm der Schatten sagen können, der er gewesen war, bevor er sein Gedächtnis verloren hatte. Aber der alte Sahif schwieg, und das war vielleicht ein gutes Zeichen, denn bislang hatte er sich nur in höchster Not bemerkbar gemacht, hatte gezeigt, dass er noch da war, irgendwo, verborgen in der Leere, die Sahif in sich fühlte und die er loswerden wollte.

Kurz entschlossen erhob er sich und trat hinaus in den Herbsttag, der so überraschend mild über die Berge gekommen war. Sahif kannte sich nicht aus mit Schnee, aber wie er so weiß und unberührt vor ihm lag, kam er ihm einfach nicht richtig vor. Er spähte nach allen Seiten, dann ging er ein paar Schritte hinaus. Da war ein Geruch im Wind, der ihm fehl am Platze schien. Er hielt inne und sog die Luft ein. Es roch schwach nach nassem Leder. Es war schon fast zu spät, als er begriff, was das bedeutete. Er duckte sich, und der Wurfspieß zischte nur fingerbreit über seinen Kopf hinweg, und als er mit einem hässlichen Knirschen auf den Fels hinter Sahif prallte, wurde der Schnee zu seinen Füßen lebendig, bekam Hände, Arme, Köpfe und Klängen, wurde zu Männern, die ihn umbringen wollten. Hinter ihm stieß jemand einen durchdringenden Schrei aus. Sahif drehte sich nicht um, auch wenn sein Instinkt es verlangte. Er sah weder nach dem Speerwerfer noch nach dem Mann, der hinter ihm geschrien hatte, denn die drei Krieger, die fast zu seinen Füßen aus dem Schnee aufgetaucht waren, griffen ihn an. Der erste schleuderte eines seiner Kriegsbeile, und Sahif sah, wie es sich in der Luft drehte und direkt auf seine Stirn zusauste. Der nächste stach brüllend mit einem kurzen Speer nach seiner Brust, während der dritte von der Seite angriff und mit seinem Breitschwert ausholte. Sahif reagierte, nein, etwas in ihm reagierte, sagte ihm, was zu tun war, und er tat es, noch bevor er darüber nachdenken konnte. Er sprang mit einer Drehung vor der Speerspitze zurück und spürte den Stiel der Wurfaxt, die seine Schläfe streifte. Er fiel

dem Schwertträger in den Arm und brachte ihn mit einem harten Tritt gegen das Schienbein aus dem Gleichgewicht.

Die eisige Kälte war wieder da, füllte Sahif aus, leitete ihn, ließ ihn schnell und kühl bis ins Mark handeln, so schnell, dass es ihm vorkam, als würde er sich selbst zusehen, als würde ein anderer diese Bewegungen ausführen, das Ausweichen, Zuschlagen und Kämpfen, und er sah und hörte alles in kristallener Klarheit: den stoßweisen Atem der Männer, ihr Stöhnen, das Knirschen ihrer Schritte im Schnee und das Klirren der Waffen. Es war erschreckend und faszinierend zugleich, ein machtvolles Gefühl, und der kalte Rausch steigerte sich mit jeder Sekunde des Kampfes. Er konnte nicht genug davon bekommen. Der Krieger mit den Äxten schwang sein zweites Wurfbeil und sprang mit einem durchdringenden Schrei auf ihn los. Sahif, der noch mit dem Schwertkämpfer rang, riss den Arm seines Gegners hart nach unten und kugelte ihm die Schulter aus. Der Mann schrie, ließ sein Schwert aber nicht los. Sahif wirbelte herum, riss den Gegner mit und ließ den Krieger mit der Axt genau in die stählerne Spitze des Schwertes laufen. Er registrierte mit durchdringender Klarheit, wie die Spitze durch das lederne Wams in den Leib fuhr, Fleisch und eine Rippe spaltete und sich in die Lunge des Angreifers bohrte. Das Angriffsgebrüll des Mannes erstarb in einem Röcheln.

Sahif rammte das Schwert mit kaltem Zorn tiefer in den Bergkrieger hinein und war erst zufrieden, als er hörte, dass es am Rücken wieder austrat. Der Schwertkämpfer konnte die Waffe nicht länger festhalten und stürzte in den Schnee. Aber der Mann, den das Schwert durchbohrt hatte, griff nach Sahifs Arm und hielt ihn fest, obwohl ein Blick in seine Augen verriet, dass er seinen nahen Tod bereits begriffen hatte. Der andere, der sich stöhnend zu ihren Füßen im Schnee wälzte, umklammerte mit dem linken Arm eines von Sahifs Beinen. Der Speerträger! Er

hatte den Speerträger aus den Augen verloren! Jetzt hörte er seinen Atem. Er versuchte, sich aus der doppelten Umklammerung loszureißen. Dann fuhr ihm heißer Schmerz in die Seite, etwas durchbohrte sein Fleisch. Er stöhnte auf, fuhr herum und schüttelte den sterbenden Bergkrieger ab. Der dritte Angreifer riss den Speer zurück und holte zum erneuten Stoß aus. Sahif sah, dass der Mann auf dem glatten Untergrund keinen festen Stand hatte, was ihm einen Augenblick Zeit verschaffte. Er trat nach dem Mann, der seine Beine umklammerte. Als das nicht half, stieß er ihm seinen Knüppel hart ins Gesicht, mehrfach, bis der Mann Zähne spuckte und endlich losließ.

Sahif kam frei, strauchelte und blickte in das grimmige Gesicht des dritten Kriegers, der wild zustieß. Rot troff es vom langen Schaft des Speers, und mit beunruhigender Klarheit sah Sahif sein eigenes Blut in den Schnee tropfen. Im Augenwinkel bemerkte er einen weiteren Feind, den, der den Jagdspieß nach ihm geworfen hatte und der nun über das Schneefeld eilte, einen weiteren Spieß in der Hand. Er musste hinter einem Felsen auf der Lauer gelegen haben, und etwas in Sahif bewunderte ihn für seine Geduld, denn diesen Felsen hatte er von der Höhle aus im Blick gehabt, und in all den Stunden, die er hinübergestarrt hatte, hatte sich dort nichts gerührt. Er wunderte sich, dass er Zeit für solch seltsame Gedanken hatte, denn gleichzeitig beobachtete er die Spitze des Speeres, der mit tödlicher Geschwindigkeit auf ihn zusaute.

Halb wich er aus, halb stolperte er, was ihn rettete. Er fiel zu Boden, wälzte sich zur Seite und war schneller auf den Beinen, als er es für möglich gehalten hätte. Er hörte einen Schrei und begriff, dass er selbst ihn ausgestoßen hatte. Der Schmerz in der Flanke raubte ihm den Atem, und seine Knie zitterten. Er fühlte das warme Blut, das aus der Wunde floss. War dieser Kampf verloren? Ein Teil von ihm verlangte nach dem Blut des Speer-

trägers, wollte ihm das Genick brechen für die Unverschämtheit, ihn verwundet zu haben, und Sahif war drauf und dran, diesem Verlangen nachzugeben, aber er hatte einen weiteren Schrei gehört, in seinem Rücken, als der Kampf begonnen hatte. *Da ist noch einer*, dachte er und fuhr herum – das hieß, er wollte herumwirbeln, doch die Wunde riss dabei weiter auf. Er stöhnte, und seine schnelle Bewegung endete in einem Taumeln.

Dem Speerträger war seine Schwäche nicht entgangen. Er griff wieder brüllend an, und nur mit knapper Not brachte Sahif den Knüppel zwischen sich und die Speerspitze und lenkte sie zur Seite ab. Der Mann mit dem Wurfspieß würde ihn gleich erreichen. Sahif wich zurück. Der dritte Feind wartete vor dem Stolleneingang, ein sehr junger Mann, aber schon umsichtig genug, seinen Posten zu halten, um ihm den Fluchtweg abzuschneiden. Der mit dem Wurfspieß hetzte über das Schneefeld, aber unter dem Schnee lag Geröll, und das hielt ihn auf. Sahif warf den Holzknüppel nach dem Mann mit dem Speer, und der sprang zur Seite, als hätte er eine Axt geworfen, stolperte, rutschte aus, verlor seine Waffe und stürzte mit einem Fluch zu Boden. War er nicht leichte Beute? Aber Sahif drehte sich um und hinkte, so schnell er konnte, zum Bergwerkseingang, duckte sich instinktiv und wich so dem Wurfspieß aus, der über das Geröll herangezischt kam. Er stolperte stöhnend weiter und presste die Hand auf die Wunde. Er konnte hören, dass der Mann mit den Wurfspieß sein Schwert zog, das Jammern des Mannes, dem er mit dem Knüppel die Zähne ausgeschlagen hatte, drang an seine Ohren, und er hörte die Flüche des Speerträgers, der versuchte, wieder auf die Beine zu kommen – und das alles war so klar und deutlich, dass er auf den Schritt genau die Entfernung hätte bestimmen können, die ihn von diesen Männern trennte. Sie waren nicht weit weg, aber einer war noch näher.

Der Bergkrieger vor dem Stollen erwartete ihn, in seiner Hand

blitzte ein langes Messer. Es war eher ein Junge als ein Mann. Sahif sah in aller Deutlichkeit die Narben auf seiner Wange, die verrieten, dass dieser Gegner trotz seiner Jugend schon einige Kämpfe hinter sich haben musste. Sein Lederpanzer war abgetragen, vielleicht ein Erbstück, und er war an den Seiten geschnürt, nicht genäht. Der junge Krieger tat Sahif nicht den Gefallen anzugreifen, er wartete ab, und Sahif hörte hinter sich die anderen herankeuchen. Sie waren in seinem Rücken, sie waren zu zweit, und sie waren nicht verwundet. *Trotzdem, du kannst sie töten*, raunte es in ihm, aber Sahif hinkte weiter. Es reichte nicht, diesen einen Kampf zu gewinnen. Am Vorabend waren weit mehr Punkte am Berg gewesen als diese fünf. Die anderen konnten nicht weit sein, und er sah nur noch eine Möglichkeit zu entkommen: Er hielt den Atem an, weil dadurch der Schmerz gedämpft wurde, und sprang auf den jungen Krieger los, ohne recht zu wissen, was das werden sollte.

Die Klinge schnitt durch die Luft, er wich ächzend aus, und der Schmerz seiner Wunde meldete sich so stark und frisch, dass er schon glaubte, der Junge habe ihn erwischt. Plötzlich hielt er den Messerarm seines Gegners umklammert. Kurz rangen sie, Augenblicke nur, Leib an Leib, und Sahif beobachtete sich selbst, wie er dem anderen das Messer entwand, es ihm mit Wucht in die Seite rammte, dort, wo die lockere Schnürung des Wamses den Feind am verwundbarsten machte. Der andere stöhnte auf, und sein Körper erschlaffte. Sahif, der plötzlich gar nicht mehr wusste, wie er das gemacht hatte, stolperte über den fallenden Körper und flüchtete in die Höhle. Er taumelte in die schützende Dunkelheit, ging in die Knie, und erst dann begriff er, dass er ein tödlichen Fehler begangen hatte: Er hätte nicht in das alte Bergwerk flüchten dürfen. Vor ihm lagen nur Sackgasen, er konnte sich lediglich aussuchen, in welcher er sein Ende erwarten wollte. Er blickte noch einmal zurück. Die Krieger sam-

melten sich um den Jungen, den er erledigt hatte, aber sie zögerten, sich ihm zu nähern, fast als hielten sie den Tod für etwas Ansteckendes. Er schleppte sich weiter hinab in die Dunkelheit. Draußen erklang ein dünnes Hornsignal. Also riefen sie nach Verstärkung. Sahif fluchte leise und lauschte dem verklingenden Echo. Er versuchte sich zu erinnern, welcher Gang am weitesten in den Berg hineinführte, und tastete sich durch die Finsternis voran. Er würde es seinen Verfolgern auf keinen Fall leicht machen, aber dennoch, es sah so aus, als würde seine Schwester doch noch das bekommen, was sie wollte – einen toten Sündenbock.

Shahila von Taddora konnte den Blick nicht von dem großen gemauerten Würfel abwenden, der die Mitte der Kammer ausfüllte. Die Steine waren viel genauer ineinandergefügt, als Menschen es vermocht hätten, die Fugen waren kaum zu erkennen, und kein Spalt, kein Zeichen deutete auf einen Zugang zum Inneren hin, den es doch geben *musste*. Sie saß auf der gemauerten Einfassung des runden Teichs, in dessen Mitte der Würfel ruhte, und strich mit der Hand durch die träge Flüssigkeit. Es war kein Wasser, auch wenn es beinahe so aussah, es war weder warm noch kalt, roch nach nichts, und Shahila nahm an, dass es auch nach nichts schmecken würde, wenn sie es denn probiert hätte. Ihre Hand verursachte keine Wellen, eigentlich war es, als hätte sie diese Flüssigkeit nie berührt. Stattdessen sah es so aus, als würden immer wieder Wellen vom Würfel ausgehen, langsam über die glatte Oberfläche zum Rand laufen und dort einfach enden. Shahila schöpfte mit der Linken ein wenig Flüssigkeit heraus und betrachtete sie fasziniert. Es waren nur ein paar Tropfen, aber wie bei all den Versuchen zuvor verharrten sie nicht in ihrer gewölbten Hand, sondern folgten der Herzlinie, als sei sie ein Kanal, flossen aufwärts und tropften von ihrer Handkante zurück in den Teich. Sie sah genau hin. Die Flüssigkeit schluck-

te die Tropfen, und wieder gab es keine Wellen außer denen, die der gemauerte Würfel auszusenden schien. Da war er also, der Zugang zur Magie, zu unbegrenzter Macht, zum Greifen nah. Aber noch blieb er ihr verschlossen.

»Ich dachte mir schon, dass ich Euch hier finde, Hoheit«, sagte eine vertraute Stimme.

»Almisan, was gibt es?«, fragte sie, ohne sich umzudrehen.

Der Hüne räusperte sich. »Der Baron verlangt nach Euch, Hoheit.«

»Bald kannst du ihn Herzog nennen, und Hoheit, wie du es bei mir immer tust, obwohl ich auch nur eine Baronin bin.« Sie stand auf. »Und warum verlangt Beleran nach mir? Hat er einen bestimmten Grund, oder ist er wieder nur von seiner Trauer überwältigt?«

»Der Leichnam von Herzog Hado ist balsamiert und unten in der Halle aufgebahrt, wie es die hiesigen Gebräuche verlangen. Euer Gatte erwartet Euch dort zur Totenwache, denn auch das ist in diesem Lande Sitte.«

»Ist es schon so spät?«, fragte sie. Die Kammer hatte keine Fenster, nur einige Lampen erhellten den niedrigen Raum. Und der schwarze Teich schien auf widersinnige Art die Kammer ebenfalls zu erhellen. Sie seufzte. Natürlich musste sie in den nächsten Stunden an der Seite ihres Mannes sein, das war unvermeidlich. Aber sie fühlte Widerwillen dagegen, Totenwache bei einem Mann zu halten, den sie selbst getötet hatte. »In alten Geschichten heißt es, ein Leichnam könne seinen Mörder durch Blut anklagen, wenn der an seinen Sarg tritt«, sagte sie nachdenklich.

»Das sind nur Geschichten, Hoheit. Hado ist tot, seine Seele fort. Er kann Euch nicht mehr verraten.«

»Das weiß ich«, murmelte Shahila. »Wie lange bahren sie ihn auf? Zwei Nächte, nicht wahr? Ist es nicht erstaunlich, wie viel

Zeit sie sich in diesem Land lassen? In Oramar wäre er schon unter der Erde.« *Und ich müsste ihn nicht mehr sehen*, dachte sie.

»Oramar ist ein heißes Land, Hoheit, und wir müssen unsere Toten schnell unter die Erde bringen. Hier, in diesen kalten Gefilden, nehmen sie eben länger Abschied. Aber ich gebe zu, dass ich es ebenfalls befremdlich finde. Man könnte glauben, sie gönnten den Toten die Ruhe des Grabes nicht.«

»Und mein Gatte? Wie erträgt er es?«

»Der Baron ist immer noch in tiefer Trauer versunken. Ich fürchte, er wird in dieser Angelegenheit keine sehr gute Figur machen, Hoheit.«

»Er trauert nicht nur um Hado, Almisan, er macht sich Sorgen, weil er befürchtet, dass seine beiden anderen Brüder ebenfalls tot sind.« *Und auch diese Männer habe ich auf dem Gewissen*. Sie konnte ihren Blick nicht von dem grauen Würfel in der Mitte der Kammer lösen. War sein Geheimnis all diese Toten wert?

»Hoffen wir, dass er zu Recht um sie fürchtet«, erwiderte Almisan trocken. »Dann wird er Herzog von Atgath. Er sollte sich etwas mehr um Haltung bemühen.«

Shahila lächelte. »Sieh es ihm nach, Almisan. Es ist viel Unheil über ihn hereingebrochen, und er wollte diese Krone niemals haben. Er ist nicht vorbereitet auf dieses Amt, und seine Schultern sind die Last der Verantwortung nicht gewöhnt. Und auch deshalb will er nicht wahrhaben, dass seine Brüder tot sind. Die Menschen in der Burg lieben ihn dafür.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob das Haltung oder Feigheit ist, Hoheit.«

Endlich drehte sich Shahila um und bedachte ihren Vertrauten mit einem strafenden Blick. »Wir sind alle über den Tod von Olan, Gajan und seiner Familie zutiefst erschüttert, Almisan. Wenigstens sollten wir so tun.«

»Es steht leider noch nicht fest, dass sie tot sind, Hoheit.«

»Quent hat es gesehen. Und der alte Zauberer war vielleicht ein Narr, aber er verstand sein Handwerk.«

»Aber Ihr habt selbst gesagt, dass er sich nicht völlig sicher war, Hoheit.«

»Er wollte es nur nicht wahrhaben, Almisan. Aber ihr Schiff *muss* untergegangen sein, sonst hätten wir längst von ihnen gehört.«

»Das mag sein, Hoheit, allerdings haben wir auch nichts von dem Schatten gehört, der das Schiff versenken sollte. Und wenn ich Euch richtig verstanden habe, gibt es auch nichts Neues über den Schlüssel.«

Shahila nickte. Der Schlüssel, das magische Wort, das den Würfel öffnen würde: Er wurde von Herzog zu Herzog vererbt in einer Linie, die seit sechshundert Jahren nicht unterbrochen worden war. Jedoch war auch noch nie ein Herzog von Atgath ermordet worden. »Noch ist er nicht bei Beleran angekommen«, sagte sie und nagte an ihrer Unterlippe.

»Ist es möglich, dass er es verheimlicht, Hoheit?«

»Er ist viel zu erschüttert, um etwas vor mir zu verbergen. Er hat fast die ganze letzte Nacht um seine Brüder geweint, Almisan, geweint! Und er hätte wohl nie aufgehört, wenn ich ihm nicht ... Trost gespendet hätte.«

»Ist denn bekannt, wie lange es dauert, bis der Schlüssel von einem Herzog zum anderen ...«

»Beleran sagte einmal, dass es sofort geschehe. Sobald der Herzog tot sei, erfahre sein Erbe das Wort.« Aber dann dachte sie an ein Bild, das ihr nicht aus dem Kopf gehen wollte: Sahif, wie er neben dem sterbenden Herzog kniete und dieser ihm irgendetwas zuflüsterte. War es möglich, dass ...? Nein, das durfte einfach nicht sein! Aber falls doch? Nun, die Bergkrieger waren ihm auf den Fersen. Wenn Sahif das Wort hatte, dann würde er sich nicht lange daran erfreuen können.

»Ihr habt euch Zeit gelassen«, stöhnte Sahif und tastete mit der Linken nach der Wunde in seinem Rücken. Warmes Blut quoll ihm über die Finger. Er blickte an die Decke des niedrigen Stollens: Darüber türmten sich tausende Tonnen Fels, die schwer und irgendwie unheilvoll über ihm hingen.

»Es ist weit von Atgath hier herauf«, erwiderte Marberic. Im grünlichen Licht seiner Laterne war schwer zu unterscheiden, ob sein Blick besorgt oder doch eher vorwurfsvoll war. Amuric, der zweite Mahr, sagte etwas in der knirschenden Sprache seines Volkes.

»Er meint, du hättest uns rufen sollen«, übersetzte Marberic.

»Rufen? Durch den Berg? Woher ...« Er beendete den Satz nicht, denn ihm wurde schwindlig, und er ging in die Knie.

»Du kannst heilen. Ich habe es gesehen, bei Ela Grams, in der Burg«, meinte Marberic und wies auf die Wunde.

»Schön. Vielleicht weißt du auch, wie ich das angestellt habe. Ich habe es nämlich vergessen«, keuchte Sahif. Er berührte die Wand. Massiver Fels, undurchdringlich. Und doch hatten die Mahre ihn eben da hindurchgezogen. Die Männer, die ihn gejagt hatten, waren vermutlich auf der anderen Seite der Wand. Er hatte noch gehört, wie sie in die Stollen vorgedrungen waren. Und gerade als er sich auf den letzten Kampf vorbereitet hatte, hatte ihn eine Hand am Kragen gepackt und durch das Gestein gezogen. Einfach so, als sei es nicht fester als Nebel. Die Mahre hatten ihm in den Gängen unter Atgath gesagt, dass sie durch Wände gehen konnten, aber es war das eine, davon zu hören, und etwas ganz anderes, es am eigenen Leib zu erfahren.

Sahif versuchte sich aufzurichten, aber der Schmerz war noch da. Jetzt, wo die Anspannung nachließ, schien er sogar stärker zu werden. Er zog seine Hand von der Wunde und betrachtete sie. Sie war voller Blut. Sie schien vor seinen Augen zu verschwimmen. Er blinzelte; er durfte das Bewusstsein nicht verlieren.

Marberic beugte sich über ihn. »Gut. Ich sagte ja, dass du heilen kannst. Es hat aufgehört zu bluten«, stellte er dann fest.

»Fühlt sich aber nicht so an.«

Der Mahr zuckte mit den schmalen Schultern. »Du wirst leben.«

»Und deine Schwester auch«, sagte Amuric, der die Menschensprache sonst so selten verwendete, und er klang ausgesprochen unfreundlich.

»Halbschwester«, murmelte Sahif.

»Sie hat den Schlüssel nicht bekommen«, warf Marberic ein, worauf Amuric wütend etwas knirschte, sich umdrehte und verschwand.

»Was hat er gesagt?«

»Dass sie das Wort doch noch bekommt, wenn du dumm bist und dich umbringen lässt«, übersetzte Marberic.

»Schön«, erwiderte Sahif. Das magische Wort. Es war da, in seinem Kopf. Er hätte es nicht aussprechen oder aufschreiben können, aber es stand klar und fest in seinen Gedanken, wie in Stein gemeißelt. Er richtete sich vorsichtig auf und lehnte sich an die Wand. Sie war hart, kalt, undurchdringlich, aber sie hatten ihn hindurchgezogen. »Wie«, fragte Sahif, »wie habe ich das Wort bekommen können, wo es doch sonst nur von Herzog zu Herzog geht?«

»Du hattest unseren ...« – Marberic knirschte ein Wort in der Mahrsprache, als suche er nach einer richtigen Übersetzung – »... Segenszauber«, fuhr er schließlich fort. »Und Hado lag im Sterben, da sind alle Zauber schwach, selbst unsere. Man kann sie brechen.«

»Brechen ...«, murmelte Sahif und befühlte wieder seine Wunde. Sie war geschlossen. Anscheinend verfügte er wirklich über heilende Kräfte. War das bei allen Schatten so?

Ihm war, als würde es im Gestein silbern glitzern. Er hatte

gehört, dass die Mahre das begehrte Erz vor den Menschen versteckt hatten, weil es tief unter dem Silber etwas gab, was Menschen nicht finden durften – Magie, in ihrer reinsten und mächtigsten Form. So hatte Marberic es ihm erklärt, als sie durch die Stollen unterhalb der Stadt gewandert waren. Er fragte sich, wie viele Hoffnungen wohl damals begraben worden waren, als die Mahre die Silberadern versteckt hatten. Ela hatte ihm davon erzählt. »Ela Grams!«, rief er und sprang auf. Der stechende Schmerz zwang ihn aber gleich wieder in die Knie. Die Wunde mochte er ja irgendwie geschlossen haben, aber sehr weit konnte es mit seinen Heilfähigkeiten wohl doch nicht her sein.

»Sie hat auch nach dir gefragt«, meinte Marberic.

»Wie geht es ihr?«, stieß Sahif hervor.

»Sie ist zäh.«

»Und wird sie wieder gesund?«

Der Mahr zuckte mit den Achseln. Sein bleiches Gesicht wirkte beinahe teilnahmslos. »Wer kann es wissen? Ihr Menschen seid grob geschaffen und rau, und doch so leicht umzubringen.«

»Marberic, bitte, wie geht es ihr?«

»Sie hat keine Krankheit, keine schwere Wunde, doch viel Blut verloren. Mehr als du. Ich weiß nicht, wie das ausgeht.«

»Ich muss zu ihr!«

Marberic nickte, sah Sahif aus seinen dunklen Augen an und fragte unvermittelt: »Warum hast du deine Schwester nicht getötet?«

Sahif setzte zu einer langen Antwort an, doch dann bezweifelte er, dass der Mahr seine widerstreitenden Gefühle verstehen würde. »Sie versteckte sich unter einem Zauber, der die Kammer des Herzogs schützte.« Ja, ein mächtiger Zauber hatte sie geschützt, sie, nicht den Herzog, den sie aus der Kammer gelockt und getötet hatte.

»Die Säulen des Friedens«, meinte Marberic unbewegt. »Sie schützen auch jene, die Übles wollen.«

»Mir ist gleich, wie der Zauber heißt, aber er hat mich daran gehindert, Shahila umzubringen«, behauptete Sahif und verschwieg seine Zweifel, ob er es wirklich über sich gebracht hätte.

»Daraus wird viel Unheil erwachsen«, sagte der Mahr, aber es klang nicht wie ein Vorwurf, eher wie eine schlichte Feststellung.

Wenn sie nur lange genug hinüberstarrte, kam es ihr so vor, als würde sich der Würfel in seinem schwarzen Teich tatsächlich sacht bewegen. Beinahe zwei Jahre hatte Shahila an ihrem Plan gearbeitet, hatte Hindernisse überwunden und Feinde aus dem Weg geräumt, war endlich am Ziel – und war es doch noch nicht ganz. Graue, unscheinbare, aber ohne Zweifel magische undurchdringliche Mauern standen zwischen ihr und der größten Macht der Welt. Und um sie zu überwinden, brauchte sie den Schlüssel, das magische Wort. Shahilas Miene verdüsterte sich. Sie dachte daran, wie der Herzog auf der Schwelle seiner Kammer gestorben war, in den Armen Sahifs. Sie konnte das Gesicht ihres Halbbruders nicht vergessen, der auf die letzten Atemzüge des Herzogs gelauscht hatte. Sahif der Narr, Sahif der Sündenbock, Sahif, der erst viel zu spät gemerkt hatte, dass sie ihn in die Falle gelockt hatte. Und dann dieser Ausdruck, den sie nicht recht beschreiben konnte. Überraschung, ja, Zorn ohne Zweifel, aber auch ... Triumph.

»Sahif hat es«, sprach sie schließlich mit gepresster Stimme das aus, was sie befürchtete.

Almisan schwieg eine Weile, bevor er bedächtig sagte: »Das ist schwer vorstellbar, Hoheit. Er ist nicht der Erbe des Herzogs, und nach allem, was wir wissen, kann nur der das Wort erfahren.«

»Dann wissen wir vielleicht einfach zu wenig, Almisan! Diese

Zauber sind alt, die Berggeister selbst haben sie gewoben. Was verstehen wir schon davon? Nein, Sahif hat es an sich gebracht. Ich bin mir fast sicher. Ich weiß nicht, wie er das gemacht hat, aber er hat uns den Schlüssel geraubt!«

»So sollten wir den Bergkrieger sagen, dass sie ihn nicht umbringen dürfen?«

Shahila dachte einen Augenblick nach. »Das Wort kann nicht verloren gehen. Wenn Sahif stirbt, kommt es also zu uns, zu Beleran«, behauptete sie.

»Seid Ihr da sicher, Hoheit? Er hätte es doch gar nicht erst bekommen dürfen – wenn er es denn überhaupt hat.«

Shahila schüttelte den Kopf und blickte über den Teich. Es gab nicht einmal einen Steg oder Trittsteine. Sie hatte schon in Erwägung gezogen, einfach hinüberzuwaten, aber es dann doch nicht gewagt. Mit einer unwilligen Geste schlug sie ihren Kragen hoch. Es war kalt in dieser Burg, selbst in dieser Kammer, so wie in diesem ganzen armseligen Land. »Es ist müßig, weiter zu raten, Almisan. Hier geht es um Dinge, von denen wir beide nicht genug verstehen. Vielleicht wird es Zeit, Meister Hamoch um Rat zu fragen.«

Almisan verzog keine Miene, aber er sagte: »Dieser Zauberer ist eine Enttäuschung, Hoheit, ein Feigling und ein Verbündeter, auf dessen Treue wir nicht rechnen können. Wir hätten ihm gar nicht einreden müssen, dass Quent ein Verräter war. Er wollte weder Euch noch die Stadt retten, er hatte nur Angst um sich und seine dunklen Forschungen.«

»Wir haben nun einmal keinen anderen, Almisan«, sagte Shahila mit einem flüchtigen Lächeln.

»Ja, es ist mehr als bedauerlich, dass wir Quent nicht auf unsere Seite ziehen konnten.«

Shahila nickte. Der alte Zauberer hatte ihr ebenfalls imponiert, und sie musste zugeben, dass sie seine Macht unterschätzt

hatte. Als sie ihn angriffen, hatte er aus heiterem Himmel einen Schneesturm beschworen! Was für eine Kraft! Doch besiegt hatten sie ihn am Ende doch, und der Schnee, den er gerufen hatte, schwand fast so schnell, wie er gekommen war. Der mächtige Nestur Quent war tot. Almisan hatte ihn erledigt, mit der Hilfe von Bahut Hamoch – und einigen Fässern Sprengpulver –, ein Ende, dass der Rahis als »unwürdig« bezeichnet hatte. Vielleicht hatte er sogar Recht, aber Shahila kam es nicht auf Würde, sondern auf das Ergebnis an.

»Was tut der neue Kanzler und Erste Zauberer von Atgath eigentlich gerade?«, fragte sie.

»Er trifft die notwendigen Vorkehrungen für die Bestattung des Herzogs, aber jede Sekunde, die er übrig hat, verbringt er in den Katakomben. Ich nehme an, er züchtet aus den Toten des vergangenen Tages neue Sklaven.«

»Die Homunkuli! Gib zu, dass sie beeindruckend sind, Almisan.«

Der Hüne zuckte mit den Schultern. »Beeindruckend? Sie scheinen ganz nützlich zu sein, wenn es um niedrigere Arbeiten geht, aber sie sind kurzlebig und auch leicht zu töten, diese Wesen, und er muss sie vor den Augen anständiger Menschen verstecken, denn es ist doch offensichtlich, dass er das Wissen um ihre Erschaffung aus verbotenen Pergamenten gelernt hat.«

»Aus Pergamenten, die wir ihm verschafft haben«, erwiderte Shahila lächelnd. »Sobald Hado in der Gruft ruht, geh zu ihm, Almisan. Mach ihm klar, dass es wichtigere Dinge zu tun gibt, als mit diesen kleinen Kreaturen zu spielen. Und jetzt lass uns gehen. Ich hoffe, mein Gemahl ist gefasst genug, die Totenwache ohne Schwächeanfall zu überstehen.«

»Ahnt er wirklich nicht, was geschehen ist, Hoheit?«

»Er vertraut mir blind, Almisan, und er glaubt, was ich ihn glauben lasse. Dieser Narr ist so verliebt in mich, dass er mir

vielleicht sogar danken würde, wenn er wüsste, dass ich ihm auf den Thron geholfen habe.« Sie seufzte. Es klang härter, als sie es meinte, auch wenn es die Wahrheit war. Beleran hatte seine guten Seiten. Aber darauf konnte sie keine Rücksicht nehmen. Es stand einfach zu viel auf dem Spiel.

Der Rahis schüttelte den Kopf. »Der Baron versteht vielleicht nicht viel von den verschlungenen Pfaden der Macht, Hoheit, aber er ist im Inneren aufrecht. Er wird sich niemals unserer Sache anschließen.«

Shahila hätte nicht gedacht, dass Almisan eine so hohe Meinung von Beleran hatte. »Vielleicht hast du Recht. Ich habe auch keineswegs vor, ihn einzuweihen, weder jetzt noch irgendwann. Er ist wirklich ehrlich, vielleicht sogar zu ehrlich, um in Zeiten wie diesen eine Herzogskrone zu tragen.«

Almisans Gesicht blieb völlig unbewegt, als er sagte: »Ich verstehe, Hoheit.«

Shahila wurde es plötzlich kalt. Sie eilte mit einem eigentümlichen Gefühl der Bestürzung aus der Kammer. Es würde der Tag kommen, an dem Beleran nicht mehr von Nutzen für ihre Pläne war, und sie hatte Vorbereitungen für diesen Tag getroffen. Und es war so, wie Almisan sagte: Er war ein im Innersten aufrechter Mann, er würde vielleicht sogar versuchen, sich ihr in den Weg zu stellen. Schon jetzt wollte er doch nicht Herzog werden, obwohl seine Brüder und seine Neffen tot waren. Er redete stattdessen davon, dass Olan und Gajan nur vermisst seien, und weigerte sich einfach zu akzeptieren, dass sie schon längst kalt auf dem Meeresgrund ruhten.

Prinz Gajan schaufelte mit einer zerbrochenen Schiffsplanke schwarzen Sand aus einer flachen Grube.

»Ihr solltet Eure Kräfte schonen, Prinz«, meinte eine freundliche Stimme.

Gajan blickte kurz auf und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. Dann grub er verbissen weiter. Der grobkörnige Sand rutschte jedoch immer wieder zurück. Keuchend hielt Gajan schließlich inne. »Wie wäre es, wenn du an meiner Stelle hier weitermachen würdest, Kumar?«

Der dunkelhäutige Mann schüttelte den Kopf. »Es war nicht meine Idee, den Mann zu bestatten, Prinz. Ich werde meine Kraft für wichtigere Dinge sparen. Warum übergebt Ihr ihn nicht einfach dem Meer, das auch all die anderen verschlungen hat? Es ist nicht wählerisch, wisst Ihr?«

Gajan richtete sich auf. Wogen rollten gegen die winzige Insel, auf der sie Zuflucht gefunden hatten. Insel? Es waren nur einige schwarze Felsen, zwischen denen sich grober Sand gesammelt hatte. Im Morgengrauen, als sie, erschöpft von ihrer Irrfahrt, dort eingeschlafen waren, wo es sie angespült hatte, war die Flut gekommen und hatte die Insel überrollt. Wäre Kumar nicht gewesen, hätten sie das Floß verloren, aber er hatte sie dazu gebracht, mit der Flut darum zu kämpfen, anstatt sich einfach auf die Felsen zu flüchten. Gajan grub weiter. Im Schatten eines der dunkelgrauen Felsen kauerten die übrigen Überlebenden. Sieben, mehr waren nicht übrig. Als ihr Floß aus Trümmern sie hierhergetragen hatte, waren sie noch zu neunt gewesen. Aber einer war spurlos verschwunden, vom Meer verschlungen, als sie um das Floß gekämpft hatten. Sie hatten es erst gemerkt, als sie diese Ansammlung von zerbrochenen Planken hinter einem Felsen halbwegs gesichert hatten.

Gajan lief der Schweiß in die Augen. Der Mann, den er unbedingt beerdigen wollte, war verletzt gewesen. Kumar hatte schon auf dem Floß vorhergesagt, dass er es nicht lange machen würde. Gajan hatte es bestritten und versucht, allen Mut zuzusprechen, obwohl er doch selbst beinahe alle Hoffnung verloren hatte. Sie hatten den Verletzten mühsam auf den größten der Felsen

gezogen, aber dann war er doch gestorben, wie Kumar es vorhergesagt hatte.

»Es gibt Haie hier, Kumar, und ich will nicht, dass dieser Mann von ihnen zerfleischt wird«, sagte Gajan und schaufelte schwarzen Sand.

»Den Toten ist gleich, was mit ihren Leibern geschieht, Prinz.«

Gajan grub dennoch mit verdoppelter Anstrengung weiter, denn es war gut, etwas zu tun. Wenn er untätig war, kam der Schrecken zurück, die Erinnerung an das Unglück, das ihn und seine Familie getroffen hatte. Er versuchte nicht daran zu denken: an den harten Schlag, als sie in voller Fahrt auf die Klippen gelaufen waren, die Schreie der Rudersklaven unter Deck, dann das Feuer, das mit jäher Gewalt auf dem ganzen Schiff ausgebrochen war. Sein Bruder Olan war aus dem Zelt gestürzt, das auf dem Vorderdeck eigens für sie aufgeschlagen worden war, und seither hatte er ihn nicht mehr gesehen. Seja, seine Frau, sie war so tapfer gewesen. Sie hatte sich nicht erlaubt, ihre Angst zu zeigen, als ihre Söhne sich an sie drängten. Gajan hatte die beiden älteren gepackt und war mit ihnen über das brennende Vorschiff gelaufen. Da war Seja mit Hisam, dem Jüngsten, noch dicht hinter ihm gewesen.

Die Planke zerbrach, und Gajan stieß einen Fluch aus. Kumar wollte etwas sagen, aber Gajan brachte ihn mit einem zornigen Blick zum Schweigen und grub mit dem nun noch kürzeren Stück Holz einfach weiter. Seine Söhne, er hatte sie festgehalten, auch nach dem Sprung, als das kalte Wasser ihm den Atem geraubt hatte, seine Kleidung ihn nach unten zog und er nur die Kraft seiner Beine hatte, um an die Oberfläche zu gelangen. Aber gerade, als er geglaubt hatte, es geschafft zu haben, war eine Welle gekommen, hatte ihn gegen eine Klippe geschleudert, und da war ihm Taman, der Älteste, entglitten. Er hatte nach ihm gerufen, aber die Schreie der ertrinkenden Sklaven und Matrosen,

das lodernde Feuer und das in der Brandung berstende Schiff hatten seine Rufe übertönt. Auch nach Seja und Hisam hatte er gerufen, wieder und wieder, bis ihn plötzlich jemand gepackt und ihm den Mund zugehalten hatte, ein dunkelhäutiger Mann, der sich an ein Stück Treibholz geklammert hatte und den vor Schreck erstarrten Hadogan an sich genommen und Gajan daran gehindert hatte, nach seinen Kindern zu suchen oder zu rufen – Kumar. »Gebt es auf«, hatte er geraunt, »und haltet um der Himmel willen Ruhe. Oder wollt Ihr Euer letztes Kind auch noch verlieren?« Und dabei hatte er auf das Boot und die dunklen Gestalten darin gewiesen, die jenseits des Flammenmeers den Untergang des Schiffes beobachteten.

Gajan hielt keuchend inne und starrte in die flache Grube. »Woher wusstest du eigentlich, dass dies kein Unglück war, Kumar?«, fragte er, um sich von der schmerzvollen Erinnerung abzulenken.

Kumar saß, wie schon die ganze Zeit, mit gekreuzten Beinen im Sand. Jetzt schloss er die Augen, als wolle er sich den Schrecken noch einmal in Erinnerung rufen: »Ich wusste es, weil wir auch in der Nacht rudern mussten und weil Männer durch das Schiff huschten, die unten bei uns Sklaven nichts zu suchen hatten. Und ich wusste es, weil ich nach dem Aufprall sah, wie der Kapitän mit seinen Getreuen in das Boot stieg. Sie haben einen Seemann getötet, der sie aufhalten wollte und wohl nicht eingeweiht war.«

Gajan blickte auf die eisernen Ringe, die noch die Fußgelenke des Mannes umschlossen. Solange die Männer, die das Schiff versenkt hatten, noch in der Nähe waren, hatten sie, wie Kumar es geraten hatte, Schweigen bewahrt. Stumm und starr vor Angst hatte Gajan sich mit Hadogan an das Stück Treibholz geklammert, und wieder war es Kumar gewesen, der sie dazu gebracht hatte, die Sicherheit dieses Stückchen Holzes für kurze Zeit los-

zulassen, um weitere Trümmerstücke heranzuschaffen. So wurde aus einzelnen Trümmern ein kleines Floß, das wieder Kumar mit ihren Gürteln, halbverbrannten Tauen und einem zerrissenen Hemd zusammenfügte. Es war so klein, dass sich die Überlebenden aneinanderklammern mussten, um nicht hinunterzugleiten. Und dann waren andere gekommen, die sich an ein Stück Mast, ein Fass oder ein paar Planken geklammert hatten. Das Floß war gewachsen, notdürftig zusammengehalten von den erschöpften Männern, die wussten, dass es besser war, nicht allein durch die Wellen zu treiben. Gajan hatte die ganze Nacht Hadogan festgehalten und war doch irgendwann eingeschlafen. Er glaubte, dass sie, als er wieder erwacht war, weniger Männer waren als in den Stunden zuvor, aber falls einer bemerkt hatte, dass sein Nachbar vom Floß gerutscht und ertrunken war, so behielt er es für sich.

Gegen Ende der Nacht hatte dann einer die Brandung an diesem Eiland entdeckt, und irgendwie hatten sie es geschafft, diese armseligen drei Felsen mit ihrem schwarzen Strand zu erreichen. Aber die Flut hatte bewiesen, wie trügerisch die Sicherheit war, und hatte trotz ihres verzweifelten Kampfes in der Brandung auch noch die Hälfte des Floßes davongetragen. Gerettet waren sie also noch lange nicht.

»Wie bist du eigentlich dem Verhängnis entkommen?«, fragte Gajan und grub weiter.

»Durch das Unglück selbst, Prinz. Die Klippe, die den Rumpf aufriß, tötete den Mann neben mir, aber sie sprengte auch die Verankerung unserer Ketten aus dem Deck. Wie ich aber aus dem Schiff gelangte, das doch gleichzeitig brannte und versank, kann ich Euch nicht sagen, ich weiß es nicht mehr. Ich weiß nur, dass ich plötzlich auf diesem Stück Holz saß. Dann hörte ich Euch rufen.«

Gajan hielt inne. »Du hast mir das Leben gerettet, mir und meinem Sohn.«

Kumar nickte. »Ich weiß, Ihr versucht, mir zu danken, Prinz, denn das ist es, was Eure Worte sagen. Doch der Klang Eurer Stimme verrät mir, dass Ihr voller Zorn auf mich seid, weil ich es war, der Euch daran hinderte, nach Euren anderen Söhnen und Eurer Frau zu suchen.«

Gajan starrte den Mann an. Dann schüttelte er den Kopf und versuchte weiter verbissen, mit der zerbrochenen Planke Sand aus der flachen Grube zu schaufeln. Er wollte nicht aufgeben. Aber wieder rutschte der schwarze Sand fast so schnell zurück, wie er ihn hinauswarf.

»Und noch einmal muss ich es sagen, Prinz – wir können hier nicht bleiben. Diese Felsen sind eher unser Ende als unsere Rettung.«

»Man wird nach uns suchen.«

»Ich habe mit Kiet, einem der Matrosen, gesprochen. Er sagt, der Kapitän habe unser Schiff weit vom Kurs abgebracht. Das hier, so sagt er, sei die Schärensee, die jeder gute Kapitän meide. Es kann Tage dauern, vielleicht Wochen, bis ein Schiff uns hier findet. Wir werden dann aber bereits tot sein, verdurstet, mitten im Meer.«

»Dein Vorschlag, Kumar?«, fragte Gajan, obwohl er ihn schon kannte, und wühlte weiter Sand aus der Grube, die einfach nicht tiefer werden wollte.

»Das Floß. Was sonst?«

»Es fällt fast auseinander, und die Flut hat die besten Teile mitgenommen. Selbst wenn wir es noch einmal herrichten, ist es doch wohl kaum noch groß genug, um uns sieben zu tragen.«

»Das ist wahr, Prinz. Außerdem gibt es da noch ein anderes, schwieriges Hindernis.«

»Das wäre?«, fragte Gajan, obwohl er ahnte, worauf der Mann hinauswollte.

»Steuermann Arbeq.«

Gajan sah hinüber zu den anderen. Sein Sohn saß dort zwischen den zerlumpten und mutlosen Gestalten, die den Untergang überlebt hatten. Er sah erschöpft aus, wie die anderen – bis auf einen: Arbeq, der Zweite Steuermann und Sklavenmeister der *Sifira*. Der Mann bewahrte eigentlich als Einziger noch so etwas wie Haltung. Ein jüngerer Matrose lag neben ihm im schwarzen Sand. Die beiden Männer hielten zusammen, oder genauer, der Jüngere tat alles, was der Steuermann verlangte. Es war schwer zu sagen, ob es aus Zuneigung oder Furcht geschah, denn alle hatten sie Angst vor dem Sklavenmeister. Und der beanspruchte in einer eigentümlichen Mischung aus überheblichem Stolz und Dummheit das Kommando. An seinem Gürtel prangte ein großes Messer, das einzige Werkzeug, das sie hatten, aber Arbeq rückte es nicht heraus.

»Ich werde noch einmal mit ihm reden«, meinte Gajan.

Der dunkelhäutige Sklave lachte leise. »Ihr wisst, dass er nicht auf Euch hören wird, Prinz, oder hätte er das bisher auch nur einmal getan? Ihr sagtet, wir müssten den Mann hier begraben, er sagte, es lohne die Mühe nicht. Bei der Flut habt Ihr ihn aufgefordert, uns bei dem Floß zu helfen, er hat gesagt, es lohne die Gefahr nicht, und wir wären seinetwegen fast ertrunken. Dann habt Ihr gesagt, wir sollten das Floß reparieren, aber er will es verwenden, um Feuer damit zu machen – und in all diesen Fällen folgten die Matrosen ihm, nicht Euch. Und so wird es bleiben, bis es zu spät ist und wir alle tot sind – auch Euer Sohn, Prinz.«

»Was schlägst du also vor, Kumar? Er wird verhindern, dass uns jemand bei dem Floß hilft. Wir könnten natürlich zu dritt irgendwie versuchen ...«

»Nein, Prinz. Arbeq wird uns sein Messer nicht geben, denn seine Macht gründet auf dieser Waffe. Wir müssen es aber haben, um jeden Preis, wenn Ihr versteht.« Kumar griff sich etwas schwarzen Sand und sah schweigend zu, wie er ihm durch die

Finger rann. Somit hatte Gajan genug Zeit, sich darüber klar zu werden, was der Sklave meinte, der jetzt fortfuhr: »Wenn Ihr so wollt, schlagen wir zwei Fliegen mit einer Klappe. Niemand wird Arbeq nachtrauern, wenn er tot ist.«

Gajan starrte den dunkelhäutigen Mann entsetzt an.

»Wie alt ist er?«, fragte der Rudersklave und ließ wieder Sand durch die Finger rieseln.

»Was?«

»Euer Sohn, wie alt ist er?«

»Zwölf, Hadogan ist zwölf.«

»Ich habe Söhne in fast demselben Alter, Prinz. Und Söhne und Töchter, die älter oder jünger sind. Und deshalb will ich nicht auf diesem Felsen sterben, nur weil dieser Steuermann zu dumm und stolz ist zu tun, was nötig ist. Es gibt viele Menschen auf Tikkara, die auf mich warten. Ich denke, auch Ihr wollt für Euch und Euren Sohn das Leben wählen, oder?«

»Aber jemanden umbringen? Und warum dann nur einen? Warum nicht gleich drei oder vier?«, rief Gajan aufgebracht.

Kumar schien anzunehmen, dass die Frage ernst gemeint war. Er sagte: »Dieser Matrose, der dort neben Arbeq liegt, ist sein Schützling, das gilt es zu bedenken. Dennoch würde ich ihn nur ungern töten. Wir brauchen kräftige Hände, um das Floß durch die Strömungen zu rudern, und er stammt aus Haretien und kennt diese Gewässer angeblich recht gut. Ich hingegen kenne sie nicht. Wie ist das mit Euch, Prinz? Kennt Ihr die Riffe und die Strömungen?«

Gajan schüttelte den Kopf und blickte stumpf in die flache Grube, die er ausgehoben hatte. Sand rutschte vom Rand zurück. Sie würde nie tief genug werden, um einen Leichnam vor der nächsten Flut zu schützen. Er warf die Planke zur Seite. Warum tat er das eigentlich?

Kumar erhob sich und musterte den verhangenen Himmel.

»Es sieht nach Regen aus. Vielleicht lässt sich diese kleine Senke nutzen, um etwas Wasser zu sammeln, wenn Ihr Euer Hemd opfert, Prinz. So gewinnen wir etwas Zeit, und Eure Arbeit war nicht völlig umsonst. Oder besteht Ihr weiterhin darauf, den armen Teufel da zu bestatten?«

Gajan schüttelte den Kopf. »Die nächste Flut würde ihn wohl doch mitnehmen«, sagte er mit flacher Stimme. Er starrte über das Meer und fragte sich, warum man es das Goldene nannte. Grau waren die Wogen, und sie brachen sich gelegentlich mit blasser Gicht über halb verborgenen Felsen, die dieses Gewässer zur Todesfalle für Schiffe machten.

»Und die andere Sache?«, fragte der Rudersklave.

Gajan zögerte. »Was, wenn wir ihn überwältigen, ihm das Messer einfach abnehmen?«

»Er ist nicht alleine, und bei einem Kampf kann alles Mögliche geschehen, uns, Eurem Sohn. Auch würde ich kein Auge zutun, solange Arbeq atmet. Er ist sehr rachsüchtig, Prinz.«

»Gibt es denn gar keine andere Möglichkeit, Kumar?«

»Arbeq könnte klug sein und mir das Messer freiwillig überlassen. Oder einer alleine könnte es versuchen, mit einem kleineren Floß. Vielleicht trifft er rechtzeitig auf ein Schiff oder findet Land und Leute, die helfen können, doch glaube ich nicht daran, denn sonst wäre ich schon fort.«

»Warum, ich meine, warum fragst du mich, Kumar? Glaubst du, dass ich einen so guten Ruderer abgebe, dass es ohne mich nicht geht?«

Kumar lachte leise und wies auf die Eisen an seinen Füßen. »Ich bin ein Sklave, Prinz. Man würde mich nur wieder an ein Ruder ketten, wenn ich überlebte. Nein, ich brauche Euch, denn ich halte Euch für weise genug, angemessene Dankbarkeit zu zeigen, wenn ich Euch und Hadogan vor dem sicheren Tod rette.«

»Du willst, dass ich dich freilasse?«, fragte Gajan das Offensichtliche.

Kumar nickte knapp. »Ich muss jedoch wissen, ob ich mich auf Euch verlassen kann, und dazu muss ich erfahren, ob Ihr bereit seid, das zu tun, was nötig ist.« Er ging in die Hocke und sah Gajan in die Augen. »Seid Ihr es, Prinz?«

Gajan wich dem Blick aus und schaute hinüber zu den anderen Überlebenden. Dann blickte er zum Himmel. Es sah wirklich nach Regen aus, aber es gab keine Möwen unter den Wolken und auch sonst niemanden, der mitbekam, was hier geschah. »Hadogan hat es nicht verdient, hier zu sterben«, sagte er leise. »Tu, was du tun musst, aber ich will dennoch zuerst versuchen, Arbeq zu überzeugen, mir das Messer zu überlassen.«

»Ihr könnt es versuchen, Prinz, aber er wird es nicht tun, und dann müssen wir schnell und entschlossen handeln. Könnt Ihr das?«

Gajan starrte in den schwarzen Sand. Er wusste es nicht.

Als Shahila aus der verborgenen Kammer in die Gemächer des Herzogs trat, herrschte dort immer noch dasselbe Chaos wie am Vortag. Sie runzelte die Stirn. »Wo sind die Leute, die hier aufräumen sollten, Almisan? Wo ist der Mann, der die zerstörten Fenster instand setzen wollte?«

Der Hüne zuckte mit den Schultern. »Offenbar gehen sie nun doch erst einmal zu Beleran, bevor sie Eure Befehle ausführen. Und leider hat Euer Gatte keine Ahnung, was zu tun ist.«

»Und warum erfahre ich davon nichts?«

»Ich war mit Dingen außerhalb der Burg befasst, Hoheit«, erklärte Almisan ruhig.

Shahila wollte ihn schon anfahren, dass er seine Pflichten vernachlässigt habe, aber dann erinnerte sie sich gerade noch rechtzeitig, welche Aufgaben sie ihm übertragen hatte: Er musste die

Jagd auf Sahif organisieren, Boten an ihre Krieger schicken, die noch im Norden warteten, und Kundschafter nach Felisan senden, um zu erfahren, was der Seebund plante. Sie quittierte es mit einem Lächeln, dass er gar nicht versuchte, sich zu rechtfertigen, obwohl er es leicht gekonnt hätte. »Und Beleran sagt diesen Narren nicht, dass sie mir zu gehorchen haben?«

»Er sagt fast gar nichts, Hoheit. Und da Hamoch sich in seinen Katakomben vergraben hat, scheint im Augenblick niemand die Geschicke der Burg und der Stadt zu lenken.«

»Das heißt, diese Schafe tun lieber gar nichts, als meinen Befehlen zu folgen? Gestern haben sie mir gehorcht.«

Almisan nickte. »Gestern hatten sie genug Angst. Heute lassen sie sich lieber von ihrer Trauer als von Euch beherrschen, Hoheit.«

Shahila trat an die zerbrochenen Fenster und blickte über die Dächer der Stadt. Es wurde bereits dunkel, und die Umrisse der Häuser verschwammen in der Dämmerung. »Es ist schwer zu glauben, dass dieses Nest all die Mühe wert ist, Almisan«, sagte sie und unterdrückte ein Gähnen. Sie hatte die ganze letzte Nacht nicht geschlafen, hatte den ganzen Tag Befehle erteilt, versucht, die Ordnung wiederherzustellen, doch wie es aussah, hätte sie sich die Mühe sparen können.

»Da ist noch etwas, Hoheit. Auf dem Weg hierher habe ich den Verwalter getroffen. Er hatte leider schlechte Nachrichten. So, wie es aussieht, sind wir bestohlen worden.«

Shahila wandte sich um und kehrte der Stadt somit den Rücken zu. Ein kalter Wind drang durch die zerstörten Butzenscheiben herein. »Bestohlen?«

»In dem ganzen Durcheinander ist es zunächst nicht aufgefallen, Hoheit, aber offenbar hat jemand die allgemeine Verwirrung genutzt, um die Schatzkammer der Burg zu plündern.«

»Jemand?«

»Der Verwalter sagt, es wurden etwa vierzig Pfund Silber geraubt. Der Wachposten wurde niedergedrungen, seinen Worten zufolge offenbar von einem Köhler, der zuvor hier nach einer Wirtshausschlägerei eingesperrt war. Ich war daraufhin im Kerker und fand den Wärter tot und die Zellen unverschlossen. Es war einigermaßen schwierig, Genaueres in Erfahrung zu bringen, doch wie es aussah, gab es wohl einen zweiten Gefangenen.«

»Vierzig Pfund Silber? Und damit sind die Diebe einfach aus der Burg spaziert?«

»Nein, Hoheit. Es gibt ein Loch in der Mauer, auf der Rückseite der Burg, unweit der Schatzkammer. Zuerst dachten die Leute wohl, es sei irgendwie bei der Explosion von Quents Turm entstanden, aber das ist nicht der Fall, denn das ist ein ganz anderer Teil dieser Burg. Die Mauer ist dort übrigens wenigstens sechs Ellen stark, wenn nicht sogar mehr.«

Shahila schloss die Augen. »Magie?«, fragte sie und ahnte, wer dafür verantwortlich war.

»Ohne Zweifel. Mir gelang es schließlich, die Soldaten zu finden, die den zweiten Gefangenen brachten. Ihr kennt ihn, Hoheit.«

Shahila öffnete die Augen wieder. »Der Wassermeister?«

Almisan nickte. »Offenbar ist es diesem Leutnant Aggi gelungen, ihn festzunehmen. Aber natürlich ist es sehr schwer, einen Mann mit diesen Fähigkeiten einzusperren. Ich habe Männer ausgesandt, die den beiden folgen sollen. Aber sie waren nicht sehr zuversichtlich, denn die Spur im Schnee war viel schwächer, als sie hätte sein dürfen.«

»Und wir wissen immer noch nicht, für wen er arbeitet?«

»Vielleicht ist er nur ein gewöhnlicher Dieb mit außergewöhnlichen Fähigkeiten, Hoheit. Und ich muss leider sagen, dass er uns eine leere Schatzkammer beschert hat. Diese vierzig Pfund Silber waren wohl alles, was der Herzog an Mitteln vorhielt.

Eigenartigerweise haben die Diebe die viel wertvollere Herzogskrone mit ihren Edelsteinen jedoch in der Kammer gelassen. Wirklich, ich verstehe die Handlungen dieses Mannes nicht.«

Shahila, die sie auch nicht verstand, zuckte mit den Achseln, als sei es ihr gleichgültig, aber das war es nicht. Sie spürte die nagende Furcht, dass der Wassermeister ein Spion ihres Vaters sein könnte, der nun vielleicht in der Nähe blieb, sie beobachtete und ihre Pläne im letzten Augenblick durchkreuzen würde. Nein, sie war noch lange nicht am Ziel, und diese magische Mauer war vielleicht noch die geringste ihrer Schwierigkeiten. Das Wort! Sie brauchte das Wort! Je länger sie darüber nachdachte, desto sicherer wurde sie, dass Sahif es an sich gebracht hatte. Und nur über seine Leiche würde sie es bekommen. Genau genommen würde nicht sie, sondern Beleran, der einzige überlebende Erbe Hados, es bekommen, aber ihr Gatte war Wachs in ihren Händen. Verfügte sie erst einmal über das Wort, dann stand ihr der Weg zur alten Magie und ihrer unendlichen Macht offen, dann konnte ihr gleich sein, was der Wassermeister mit seinem Helfer für Pläne verfolgte und in wessen Auftrag er handelte.

»Das ist nicht der Weg nach Felisan«, sagte Heiram Grams, der erschöpft auf einem großen Stein am Rand des schmalen Pfades saß.

Faran Ured spähte in den Himmel und hielt die Hand ins Wasser, um das kleine Rinnsal zu stauen, das hier die Felsen hinabfloss. Er summete die Zauberformel und sah zu, wie sich das natürliche Becken, an dem sie rasteten, allmählich füllte. Hoch oben drehte ein Adler seine Kreise. Da mussten sie hinauf. Sie hatten schon ein gutes Stück zwischen sich und Atgath gebracht, aber sie waren noch lange nicht in Sicherheit. »Alle Bäche fließen zum Meer, heißt es«, erwiderte er.

»Ich habe Durst«, entgegnete der Köhler. »Und wir laufen im

Augenblick auch gegen die Strömung, wenn Ihr so wollt, Meister Ured. Es sei denn, hier oben flössen die Bäche bergauf.«

Ured seufzte. Das war eben der Nachteil, wenn man einen Mann unter einen Bann stellte. Er wurde träge und denkfaul. Aber noch konnte er den Köhler nicht freigeben.

»Der kürzeste Weg nach Felisan ist uns leider verwehrt, Meister Grams, denn Ihr könnt sicher sein, dass da hinter jeder Ecke ein Bergkrieger nur darauf wartet, uns die Kehlen durchzuschneiden. Und für den Durst kann ich Euch nichts anderes als dieses Wasser anbieten. Versucht es, es ist sehr erfrischend.«

»Ich verstehe«, brummte der Köhler mit einem missbilligenden Blick auf den schnell wachsenden Teich zu seinen Füßen. »Es ist wegen des Silbers, das ich für Euch trage, oder?«

Ured nickte. »Ihr seid wirklich ein außergewöhnlich starker Mann, Meister Grams, wenn ich das sagen darf.«

»Ich war einmal der beste Ringer von Atgath«, sagte Grams seufzend. Seine wirren Locken hingen ihm weit ins Gesicht.

»Ihr müsst mir bei Gelegenheit mehr darüber erzählen, vielleicht heute Abend, wenn wir den Pass hinter uns haben.« Faran Ured hatte die Erfahrung gemacht, dass es viel leichter war, Menschen unter einem Bann zu halten, wenn man freundlich zu ihnen war und sie nicht gegen ihren Willen handeln ließ. Er summte wieder, aber allmählich wurde es anstrengend. Das Wasser wäre längst über die Kante gerauscht, wenn er es erlaubt hätte, und es bäumte sich gegen seinen Zauber auf. Er lauschte. Die klare Gebirgsluft trug Geräusche weit, und er hörte den hastigen Tritt von Männern im Berg. Sie schienen es eilig zu haben. Vermutlich, weil sie Grams' kräftige Bassstimme hörten und sich ihrem Ziel nahe wähnten.

»Dennoch habe ich Durst«, sagte Grams und rutschte mit der Kiste ein Stück höher, weil das Wasser seine Füße erreichte.

Faran Ured wusste, dass Grams einen Durst empfand, gegen



Torsten Fink

Der Prinz der Klingen

Roman

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 736 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-442-26857-3

Blanvalet

Erscheinungstermin: Dezember 2012

Die Liebe seines Lebens ist seine größte Feindin

Sahif war ein Schatten, ein Meisterassassine. Doch das ist beinahe schon alles, was er nach einem Unfall noch von seinem früheren Leben weiß. Auf der Flucht vor den finsternen Intrigen seiner Halbschwester erfährt er, dass sich die Frau, die er liebte und für die er seine düstere Berufung aufgeben wollte, ganz in der Nähe aufhält. Viel zu spät erkennt er, dass er einer heimtückischen Lüge aufgesessen ist. Denn die Frau, die ihn aus strahlenden Augen anschaut und ihm Liebe schwört, will nur eins – seinen Tod!